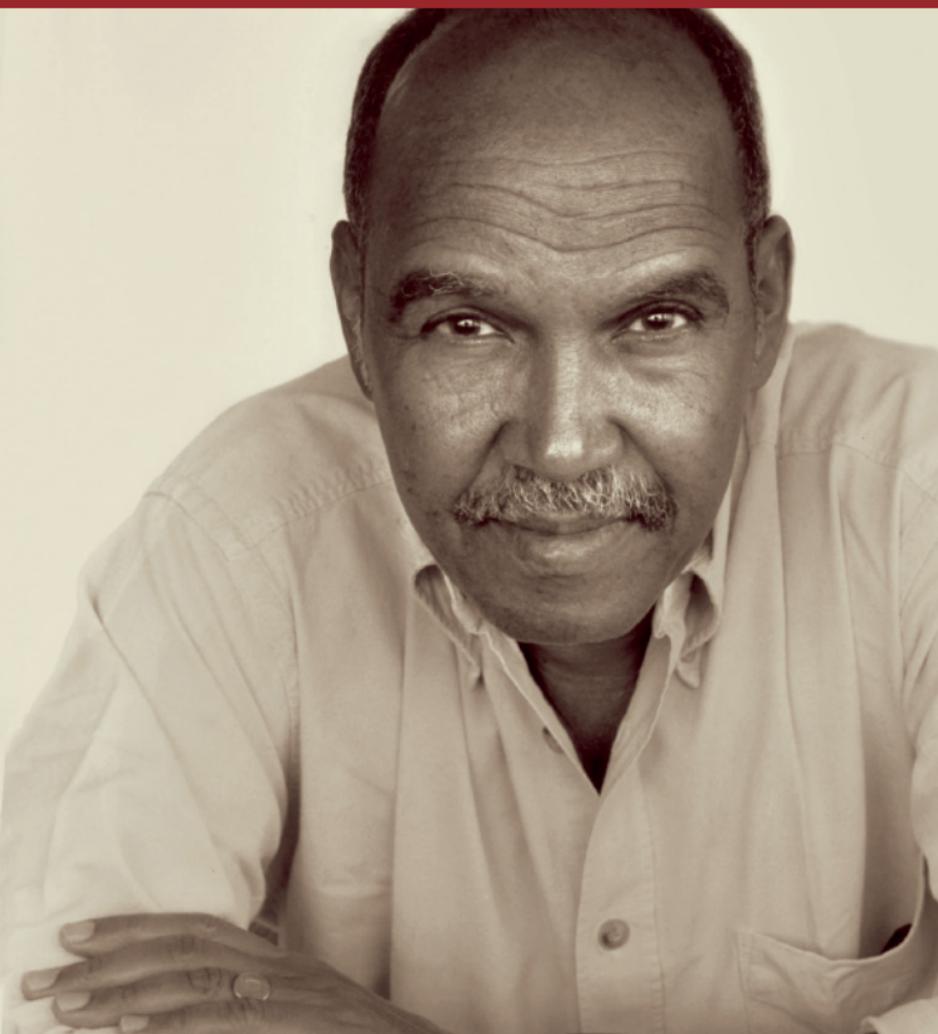


# Nuruddin Farah

## Links Roman



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3939

Staatszerfall, Bandenterror, die innere Zerrissenheit afrikanischer Nationen – was uns nur schlagwortartig bekannt ist, fügt sich im neuen Roman von Nurrudin Farah zu einem meisterhaft gezeichneten, manchmal alptraumhaften Panorama seines Heimatlandes Somalia, zu einer exemplarischen Geschichte von verrohten Herzen und dem Wert der Menschlichkeit. *Links* erzählt von Jeebleh, der aus dem New Yorker Exil nach Mogadischu zurückkehrt und eine vom Bürgerkrieg korrumpierte Gesellschaft vorfindet, die er nicht mehr versteht, in der er niemandem trauen kann, schon gar nicht den eigenen Verwandten. Und dennoch, trotz der Gewalt, trotz der sozialen Apathie, trotz der widerwärtigen Herrschaft der Clans gibt es Hoffnung – verkörpert von einem kleinen Mädchen.

Nuruddin Farah, einer der bedeutendsten Autoren der Gegenwart, wurde 1945 in Baidoa, Somalia, geboren und lebt heute in Kapstadt, Südafrika.

Nuruddin Farah

Links

*Roman*

Aus dem Englischen von

A. Tanner

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel *Links*  
bei Riverhead Books (Penguin), New York  
Umschlagfoto: Horst Tappe/ullstein bild

suhrkamp taschenbuch 3939

Erste Auflage 2008

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2005

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-45939-3

I 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

## Links

Für Abyan, Kaahiye und Mina  
mit all meiner Liebe

Wenn du kein Ungeheuer sein willst, mußt du wie  
deine Mitkreaturen sein, in Übereinstimmung mit  
ihrer Spezies, ein Abbild deiner Verwandten. Oder  
du mußt Nachkommen haben, die dich zum ersten  
Glied in der Kette einer neuen Gattung machen.  
Denn Ungeheuer pflanzen sich nicht fort.

*Michel Tournier*

Das Individuum führt wirklich eine Doppexistenz  
als sein Selbstzweck und als Glied in einer Kette, des  
es gegen, jedenfalls ohne seinen Willen dienstbar ist.

*Sigmund Freud*

Verhungert auf seines Herrn Schwelle der Hund,  
So geht alsbald der ganze Staat zugrund!

*William Blake*



## Erster Teil

Durch mich gelangt man zu der Stadt der Schmerzen,  
Durch mich zu wandellosen Bitternissen,  
Durch mich erreicht man die verlorne Herzen.

...

»Wir sind am Ort, von dem ich dir gestand,  
Daß er die Schmerzensvollen in sich eine,  
Sie, denen der Erkenntnis Gut entwandt.«

*(III. Gesang)*

»Ganz sonnenklar zeigt es dein Dialekt,  
Daß du der edlen Vaterstadt entsprungen« . . .  
Mein Führer stieß mit flinker Hand mich an,  
Mir zwischen Gräbern meinen Weg zu bahnen . . .  
. . . und stieß hervor . . . »Wer waren deine Ahnen?«

*(X. Gesang)*

»Ich vernahm . . . er sei voll Lug und Vater aller Lüge.«

*(XXIII. Gesang)*

*Dante, Hölle*



»Waffen fehlt der Kern menschlicher Wahrheiten!«

Seine Füße hatten den Boden von Mogadischu kaum berührt, die zweimotorige Maschine aus Nairobi war erst kurz zuvor auf der sandigen Piste im Norden der Stadt gelandet, als Jeebleh einen Mann diese merkwürdigen Worte sagen hörte. Er kam sich unbeholfen vor, als er sich von dem Mann entfernte, der ihm prompt folgte. Er sah, wie sich die Passagiere gegenseitig zur Seite stießen, um an ihr Gepäck zu kommen, das auf dem staubigen Boden unter den Tragflächen des Flugzeugs aufgereiht stand. Das Durcheinander war so groß, daß zwischen den Passagieren und einigen der Männer, die ihre Dienste als Träger anboten – Männer, denen Jeebleh nicht vertraute –, heftige Wortgefechte ausbrachen. Wer waren diese Leute, warum verstopften sie den Weg? Er wußte, daß man in Somalia sehr gern überschwengliche Abschiedspartys veranstaltete, wenn es darum ging, Freunden und Verwandten Lebewohl zu wünschen, und daß man ebensogern in hellen Scharen an Flughäfen und Busbahnhöfen erschien, um sie bei ihrer Rückkehr lautstark und fröhlich wieder in Empfang zu nehmen. Aber diese Herumtreiber hier sahen aus, als seien sie arbeitslos, als würden sie nehmen, was sie kriegen konnten, mit welchen Mitteln auch immer. Es war kaum auszuschließen, daß die Bewaffneten unter ihnen im Zweifelsfall auch Gebrauch von ihren Waffen machen würden. Es gefiel ihm gar nicht, daß die Antonow nicht auf dem ehemaligen Internationalen Flughafen der Stadt gelandet war – einer der Warlords hatte ihn nach dem überstürzten Abzug der US-Marines in seine

Gewalt gebracht –, sondern auf dieser abgelegenen Landebahn, die man erst vor kurzer Zeit dem Niemandsland abgetrotzt hatte, das sich zwischen den Sanddünen mit ihren niedrigen Wüstensträuchern und dem Meer erstreckte.

Jeebleh bemerkte, daß sich die Passagiere, nachdem sie ihr Gepäck aufgelesen hatten, schubsend und heftig streitend um einen Schuppen neben dem Eingang scharnten. Es dauerte eine Minute, bis er begriff, daß dieser kleine Anbau die Einwanderungsbehörde sein mußte, denn er sah, wie einige der Passagiere ihre Reisepässe abgaben und wie die Männer in dem Anbau die Dokumente in Empfang nahmen und damit verschwanden. Wenn dort die Pässe abgestempelt wurden, wer waren dann die Männer in dem Anbau? Sie trugen keine Uniformen. Zu welcher Behörde gehörten sie? Schließlich besaß Somalia schon seit Jahren, seit dem Zusammenbruch des Militärregimes, das das Land in den völligen Ruin getrieben hatte, keine Zentralregierung mehr.

Jeebleh drehte sich um – denn der Mann hatte seine Bemerkung über Waffen und Wahrheit wiederholt – und sah den langen Schatten, den der Fremde warf. Er war sich sicher, daß er dem Mann noch nie begegnet war. Jeebleh hätte sich an ihn erinnert, denn der Mann hatte einen Mund, der im Grunde gar kein Mund war; die Lippen schienen so nach innen gezogen, daß sie praktisch unsichtbar waren. Der Mann war sehr groß und unnatürlich hager, und Jeebleh fragte sich, ob er wohl immer schon so dünn gewesen war oder seinem früheren Lebensstandard entsagen mußte. Gleichzeitig jedoch strahlte er eine Würde und Vornehmheit aus, die Jeebleh nicht für möglich gehalten hätte in einer Umgebung wie Mogadischu, einer Stadt, in der, wie er sich hatte sagen lassen, inzwischen einzig und allein das Recht des Stärke-

ren galt. Möglicherweise war der Mann sogar gebildet; vielleicht hatte er einen hohen Posten innegehabt im früheren Regime, dessen Sturz zu den anhaltenden Konflikten geführt hatte. Oder er war ein angesehener Hochschullehrer an der Staatlichen Universität, deren Betrieb jetzt mehr oder weniger lahmgelegt war.

»Waffen fehlt *was?*«

»Der Kern menschlicher Wahrheiten«, wiederholte der Mann.

Jeebleh dachte: Natürlich! Daß der erste Satz, den ein Fremder zu ihm sprach, mit dem Wort »Waffe« begann, schien ihm nicht von ungefähr zu kommen. Es war *das* Reizwort des Bürgerkriegsvokabulars, und so wie die Dinge lagen, konnte er wohl sicher sein, in Zukunft noch häufiger mit den Ansichten der Leute zu diesem Thema konfrontiert zu werden.

Er sah wieder nach vorn, und sein Blick fiel auf zwei Jugendliche mit fehlenden Gliedmaßen, die Passagiere und Passanten baten, sie zu einer Hütte weiter außerhalb zu bringen, wo es eine Möglichkeit zu telefonieren gab, oder sie zum Busbahnhof zu begleiten, von wo aus sie mit öffentlichen Verkehrsmitteln in die Stadt fahren könnten. Rasch wandte er die Augen ab und schenkte dem Mann nun seine volle Aufmerksamkeit. Jeebleh fühlte sich erschöpft, und er hatte das vage Gefühl, daß etwas nicht stimmte.

»Man nennt mich Af-Laawe«, sagte der Mann.

Jeebleh ergriff weder die ausgestreckte Hand des Mannes, noch stellte er sich seinerseits vor, doch sofort schämte er sich für seine schlechten Manieren.

Af-Laawe fuhr fort: »Sie brauchen sich keine Gedanken zu machen, Ihr Ruf eilt Ihnen voraus. Erlauben Sie mir, Sie zu Hause willkommen zu heißen, Jeebleh!«

Die Sonne schwamm in gleißendem Licht, und wie benommen schaute sich Jeebleh um, denn ihm wurde bewußt, daß er auf die Erschütterungen, die ihn bei seinem Besuch erwarteten – seinem ersten Besuch in Mogadischu seit mehr als zwei Jahrzehnten –, nicht hinreichend vorbereitet war. Er mußte sich an die neue Situation erst gewöhnen. Er rief sich ins Gedächtnis, daß er den merkwürdigen Impuls, hierherzukommen, verspürt hatte, nachdem er zumindest für einen Moment dem Tod ins Auge geblickt hatte: Ein gerade erst nach New York gekommener Somalier, der dort illegal als Taxifahrer arbeitete, hatte ihn um ein Haar überfahren. Indem er nach Mogadischu reiste, in die »Stadt des Todes«, hoffte er, dem Tod ein Schnippchen zu schlagen. Außerdem freute er sich darauf, wieder Verbindung mit seinem alten Freund Bile aufzunehmen, und er hoffte, Raasta zu sehen, die Nichte seines Freundes, die kürzlich entführt worden war.

»Woher wissen Sie, wer ich bin?«

»Ich bin ein Freund von Bile«, antwortete der Mann.

»Wie geht es Bile?«

»Kommt drauf an, wen Sie fragen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Es gibt viele Menschen, die Bile verleumdten, die seinen Namen mit schrecklichen Taten in Verbindung bringen.«

»Und Sie, verleumdten Sie ihn auch?«

Diese Frage hatte Af-Laawe offensichtlich nicht erwartet, denn er schwieg.

Jeebleh vergewisserte sich, daß er sein Handgepäck und die Umhängetasche, in der er seine Dokumente aufbewahrte, fest zwischen den Füßen hielt. Da er die Motive des hageren Mannes nicht durchschaute, versuchte er, einen anderen Kurs einzuschlagen, um das Unbehagen loszuwerden,

das ihn seit seiner Ankunft befallen hatte. »Wußte Bile, daß ich mit dieser Maschine komme?« fragte er.

»Vielleicht hat Nairobi mir Bescheid gegeben.«

»Sie sagen das, als wäre Nairobi ein Mensch«, entgegnete Jeebleh. Er wurde nicht schlau aus seinem Gegenüber.

Af-Laawe hingegen war sichtlich froh, die Unterhaltung von Bile abbringen zu können. »Manche von uns betrachten die Städte, die sie sehr gut kennen und in denen sie lange gelebt haben, als gute Freunde.«

Jeebleh verstand, was er meinte; er wußte, daß man in Augenblicken großer Angst die eigene Person leicht für das ganze Universum halten konnte. Doch er demonstrierte Wachsamkeit, nahm sein Handgepäck auf den Arm und hängte sich die Tasche um. In der Umhängetasche befanden sich seine wenigen Kleider. Den großen Koffer hatte er auf Anraten seiner Freunde in Kenia, wo er die letzten Tage verbracht hatte, in der Gepäckaufbewahrung des Hotels in Nairobi gelassen. Er hatte mehr Bücher als Kleidung nach Mogadischu mitgenommen, denn er vermutete, daß in einer Stadt, die von Waffenschiebern in Grund und Boden regiert wurde, an Lesestoff nur sehr schwer heranzukommen war.

Jeebleh rieb sich die rechte Schulter; sie begann zu schmerzen wegen der schweren Bücher. Denn es waren nicht nur seine eigenen, die er mit sich herumtrug, sondern auch Geschenke für Bile. Er wußte, daß Bile sich darüber freuen würde. Den größten Teil seines Geldes, ein paar tausend US-Dollar in großen Scheinen, hatte er in seiner Brieftasche verstaut. Da es hier keine funktionierenden Banken gab, hatte er das Geld in bar mitnehmen müssen. »Erzählen Sie mir mehr über die Leute, die Bile verleumdete.«

»Er leitet noch immer das Asyl.«

»Was gibt es daran auszusetzen, wenn jemand ein Flüchtlingsheim leitet?«

»Unser Land ist voll von Menschen, die jeden diffamieren, der Gutes tut«, erwiderte Af-Laawe. »Bile hat Feinde, weil er Erfolg hat mit dem, was er tut. Wir Somalier haben leider den Hang, die Erfolgreichen zu beneiden. Also ziehen wir sie zu Boden – dorthin, wo die meisten anderen auch sind.«

»Aber was genau wirft man ihm denn vor?«

»Die Leute fragen sich, aus welcher Quelle das Geld stammt, mit dem er das Asyl aufgebaut hat.«

»Und, woher stammt es?«

»Seine Verleumder sprechen von Raub und Mord.«

»Bile soll ein Raubmörder sein?«

»Bürgerkriege verändern die Menschen«, sagte Af-Laawe. »Wenn Sie wüßten, was hier los ist und wozu die Leute fähig sind. Manchmal ist es schwer, die Guten von den Bösen zu unterscheiden.«

»Aber doch nicht Bile!«

»Haben Sie von seiner Nichte gehört?« fragte Af-Laawe. »Daß sie entführt wurde? Und zwar, wenn man den Gerüchten glauben will, von Männern, die verwandt sind mit den Leuten, die Bile ermordet und beraubt haben soll. Angeblich wollen die Kidnapper die Nichte und ihre Freundin erst wieder freilassen, wenn er das gestohlene Geld zurückgegeben oder zumindest die Mordtaten eingestanden hat.« Schweigend blickte Af-Laawe Jeebleh an, dessen Miene nur allzu deutlich seine Skepsis verriet.

»Das mit der Lösegeldzahlung ist mir neu«, sagte Jeebleh, und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Ich habe nur gehört, daß die Entführung ein politisches Motiv haben soll. Ich erinnere mich sogar, irgendwo gelesen zu haben, daß der Warlord StrongmanSouth in die Sache verwickelt ist.«

»Wo haben Sie denn das gelesen?«

»In der amerikanischen Presse.«

»Was wissen denn die Amerikaner davon, was sich hier abspielt?«

Da hatte er allerdings recht. Jeebleh beschloß, ihn so lange nicht weiter mit solchen Fragen zu behelligen, bis er selbst Genaueres wußte. Nach einem längeren Schweigen fragte er schließlich: »Wurden Raasta und ihre Freundin zusammen entführt oder einzeln?«

»Raasta und ihre Spielkameradin, Makka, haben gemeinsam in einem Zimmer gewohnt. Die kleine Makka leidet am Down-Syndrom«, erklärte Af-Laawe. »Raasta und Makka waren unzertrennlich. Sah man die eine, sah man auch die andere, dachte man an die eine, so dachte man auch an die andere.«

»Wie verkraftet Bile die Sache?«

»Er ist am Boden zerstört.«

Jeebleh schüttelte traurig den Kopf, als er an den Artikel in der *New York Times* dachte. Raasta war darin als ein Symbol des Friedens im vom Krieg zerrissenen Somalia bezeichnet worden. Sie galt als wahres Wunder, das den Bewohnern der Stadt den Weg wies zu einem harmonischen Miteinander. Jeebleh konnte ganze Passagen des Berichts auswendig: »Die Menschen sind überzeugt, es könne ihnen nichts zustoßen, solange sie sich in Raastas Nähe befinden; sie fühlen sich sicher vor willkürlichem Mord, marodierenden Banden und verirrtten Kugeln. Deshalb suchen die einfachen Leute Schutz im Asyl, wo sie lebt.«

»Wenn Bile das Geld zurückgibt, wird man die Mädchen dann freilassen?«

»Dafür gibt es keine Garantie«, antwortete Af-Laawe.

»Weiß man denn, wer die Entführer sind?«

Als eine Antwort ausblieb, drehte Jeebleh sich um, doch Af-Laawe war verschwunden. Statt dessen sah sich Jeebleh drei bewaffneten Jugendlichen gegenüber. Panik ergriff ihn. Hatte er sich den Mann bloß eingebildet, weil er einen guten Geist so nötig hatte, einen Führer, der ihn sicher durch das Chaos der Stadt geleitete?

Was mochten diese bewaffneten Jugendlichen Abscheuliches im Schilde führen, daß sie sich so dicht hinter ihm aufbauten? Ihre furchtlose, unbekümmerte Haltung und ihre zerrissene Kleidung verwirrten Jeebleh, und er vermutete, daß sie nicht von der Polizei waren, denn dann hätten sie Uniformen und Erkennungsmarken getragen. Doch selbst in Uniformen hätten sie nicht überzeugend gewirkt. Ohnehin fügte sich ein Somalier nicht so leicht, nur weil er sich einem Uniformträger gegenüber sah: In seinen Augen wäre er trotz Uniform nichts weiter als ein bewaffneter Rüpel, der die Autorität aufrechtzuerhalten versucht.

Jeebleh erinnerte sich, während seiner Studienzeit in Italien das Theaterstück eines deutschen Autors gesehen zu haben. Das Stück, das zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts in Preußen spielte, handelte von einem Ex-Häftling ohne Papiere, der sich als Hauptmann verkleidet hatte. Wo immer er auftauchte, wurde er militärisch begrüßt und willkommen geheißen, jedes seiner Worte schien von Autorität getragen, und überall streckte man ihm vor, was immer er beanspruchte. Somalier, dachte Jeebleh, würden sich niemals der Autorität einer Uniform beugen, wie es die Deutschen tun. Wir beugen uns nur der brutalen Gewalt der Waffen. Der Grund dafür war sicherlich in der Geschichte des Landes zu suchen: erst der Kolonialismus, dann die Diktatur, und seit kurzem nun die US-Truppen – den Menschen hier

war jeder Respekt vor Uniformen gründlich ausgetrieben worden, zu häufig hatten diese vermeintlichen Autoritäten sich als korrupt, parteiisch, engstirnig und ungerecht erwiesen.

Dann hörte er das Wort »Reisepaß«, und als er sich umdrehte, sah er sich einem Mann gegenüber, der zwar weder eine Uniform trug noch ein Gewehr besaß, der aber dennoch keinen Zweifel daran ließ, daß er Gehorsam erwartete. Jeebleh betrachtete ihn von oben bis unten und fragte sich, ob es wohl klug sei, einem Fremden einfach so seinen Paß auszuhändigen. Dennoch wagte er nicht, den Mann zu bitten, sich auszuweisen. Plötzlich stand Af-Laawe wieder neben ihm, und gerade als Jeebleh den Mund zum Sprechen öffnen wollte, raunte er ihm mit leiser, aber fester Stimme zu: »Tun Sie, was der Mann sagt. Geben Sie ihm Ihren Paß und legen Sie eine Zwanzigdollarnote hinein. Er wird den Paß abstempeln und Ihnen zurückgeben, samt einem Beleg.«

Wollte man ihn reinlegen? Und wenn, was sollte er tun? Af-Laawe schien hier eine gewisse Machtposition innezuhaben, aber konnte man ihm trauen? Und wer waren diese bewaffneten Männer? Da er aus New York, der Metropole des Mißtrauens, kam, entschloß er sich, seinen amerikanischen Paß unter keinen Umständen aus der Hand zu geben. Er langte in seine Umhängetasche und zog seine somalischen Papiere heraus, die ihm erst kürzlich von der Botschaft in Rom ausgestellt worden waren, dazu einen nagelneuen Zwanzigdollarschein. Den amerikanischen Paß ließ er, wo er war, bei seinem Bargeld in der Brieftasche. Der Mann blätterte die Seiten durch und verlangte zu wissen: »Warum geben Sie mir einen völlig unbenutzten somalischen Paß ohne jeden Visumstempel?«

Jeebleh schaute Af-Laawe an, und mit einem Anflug von